

Predigt über Lukas 16,1-9

November. Die Jahre neigen sich dem Ende zu. Das Kirchenjahr zuerst: Heute ist der vorletzte Sonntag des alten Jahres, bevor mit dem Ersten Advent ein neues beginnt. November – Zeit des Erinnerns und Gedenkens, des Innehaltens. Memento mori: Dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden, wie es im 90. Psalm heißt. Das ist die eine Seite. Die andere ist das Erschrecken über die Unzahl der Toten, der Geschundenen und Ermordeten, der Ertrunkenen und Verhungerten, die wir allein schon in unserer eigenen Lebenszeit überblicken. Heute ist der Tag der Trauer über alle, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Volkstrauertag. Ein Tag für stilles Innehalten. Ein Tag der Erinnerung, der Reue – oft auch der Scham – und des Gerichts.

„Glaubst Du an ein letztes Gericht?“ In seiner „Selbstbefragung eines 80-Jährigen“ stellte sich Fulbert Steffensky diese Frage. Seine Antwort: „Ich hoffe darauf. Wir haben ein Recht darauf, einmal unverhüllt vor dem Antlitz Gottes zu stehen, wo und wie auch immer – das weiß nur Gott. Es ist eine Gnade zu erkennen, wer wir sind und was wir waren. Wie alles andere ist es ein Geschenk Gottes, dass wir uns selbst nicht verborgen sind und dass wir uns in allem Gelingen und in allen Winkelzügen durchschauen können. Es ist nicht nur Pein, wenn wir uns selber schutzlos sehen und wenn wir gesehen werden, wie wir sind.“

In diese Richtung des unverhüllten Erkennens und Erkenntwerdens sprechen die biblischen Texte am heutigen Sonntag: Nichts abwiegeln, nichts beschönigen, sich selbst und andere nicht täuschen, bei der Wahrheit bleiben und sich redlich dem, was war und was ist, stellen. Aus Lügen und Illusionen keine Weisheiten machen. Kein „Friede! Friede! Und ist doch kein Friede“. Das hörten wir aus dem Buch des Propheten Jeremia (8,4-11). Wer auf dem Weg der Gerechtigkeit bleiben will, darf Konflikte nicht zukleistern und die Verletzungen und Verwundungen, die sich in ihnen ausdrücken, nicht klein reden oder ganz verdrängen.

„Was ihr getan habt für eines meiner geringsten Geschwister, das habt ihr mir getan.“ – „Was habe ich getan?“ Die bohrende Frage aus dem Propheten Jeremia wird mit dem heutigen Evangelium aus Matthäus unausweichlich. Was bin ich eigentlich für eine? Was nehme ich wahr? Was kommt mir in den Blick? Worum kümmere ich mich? Bleibe ich dran? Solche Fragen sind mir in diesem September bei einem Besuch in Sarajevo mit Wucht vor Augen getreten. Ich war erschüttert über mich, wie mir das Land, die Menschen und ihr Wohlergehen so sehr aus dem Blick geraten konnten. Alles Engagement aus den Zeiten des Krieges in den 90er Jahren haben das Interesse und die Kontakte nicht aufrechterhalten. Seit dem Vertrag von Dayton 1995 ist ein „kalter Friede“ entstanden – „Friede! Friede. Und ist doch kein Friede!“. Die politischen Verhältnisse sind eingefroren; die Völkerschaften vollständig voneinander separiert. Ein Aufarbeiten der geschehenen Gräueltaten und Gewalt ist so fast unmöglich, auch wenn sich viele – auch aus den Religionsgemeinschaften – darum bemühen. Diese Erinnerung vor Augen stelle ich fest: Volkstrauertag ist vermutlich an jedem Tag irgendwo auf der Welt.

Heute Nachmittag findet auf dem Thomasfriedhof an der Hermannstraße eine Gedenkfeier statt für die Zwangsarbeiter, die während des Krieges von 1942 bis 1945 auf kirchlichen Friedhöfen – auch auf denen dieser Gemeinde – eingesetzt waren. Wenn ich es richtig weiß, war dies das einzige kirchlich betriebene Zwangsarbeiterlager, das es gab. Beschämend, dass es 55 Jahre dauerte, bis die Kirche im Jahr 2000 diese Geschichte aufarbeiten ließ. Seit 2010 besteht ein Ausstellungspavillon, in dem die kirchlichen Verstrickungen aufgezeigt werden. Wieviel Schande, Schuld und Verblendung teilt sich da mit, aber auch: wie wichtig, dass den Menschen ihr Name und ihr Schicksal wiedergegeben wurde. Zu meiner Herkunft und Identität gehört, dass ich etwas zu den Opfern und zu den Toten zu sagen weiß. Und nun der für heute vorgesehene biblische Text zur Predigt:

Jesus sprach aber auch zu den Jüngerinnen und Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen „Ökonomen“ (einen Verwalter oder, wie wir heute sagen würden, einen Geschäftsführer). Der wurde bei ihm beschuldigt, er verschleudere ihm seinen Besitz. Und er ließ ihn rufen und sprach zu ihm: Was höre ich da von dir? Gib Rechenschaft über deine Verwaltung; denn du kannst hinfort nicht Verwalter sein. Da sprach der Verwalter bei sich selbst: Was soll ich tun? Mein Herr entzieht mir die Verwaltung. (Auf dem Feld) graben kann ich nicht, auch schäme ich mich zu betteln. Ich weiß, was ich tun will, damit sie mich in ihre Häuser aufnehmen, wenn ich aus der Verwaltung entlassen werde. Und er rief zu sich die Schuldner seines Herrn, einen jeden für sich, und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Der sprach: Hundert Fass Öl. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Schuldschein, setz dich hin und schreib flugs fünfzig. Danach sprach er zu dem zweiten: Du aber, wie viel bist du schuldig? Der sprach: Hundert Sack Weizen. Er sprach zu ihm: Nimm deinen Schuldschein und schreib achtzig. Und der Herr lobte den Verwalter der Ungerechtigkeit, weil er klug gehandelt hatte. Denn die Kinder dieser Welt sind unter ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichts. Und ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon [dem Geld der Ungerechtigkeit], damit, wenn er zu Ende geht, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.

Was für eine Geschichte! Gewiss, in Zeiten südlich-exotischer Bilder für größtmögliche Steuerschlupflöcher – von Panama ins Paradise, und wer weiß, was Jamaica in dieser Hinsicht bringen könnte – eigentlich ein ganz passender biblischer Kommentar zur Lage. Doch wie kommt der Text an diesen Gedenktag im November, mit all den Erinnerungen und Gedanken, die sich heute nahelegen? Sollte der schroffen Gegenüberstellung von Gut und Böse, der Polarisierung von Kindern des Lichts und Kindern der Finsternis jegliche Überheblichkeit ausgetrieben werden? Eine Warnung also vor allzu viel Selbstgerechtigkeit, die gerade dem Erkennen, was ist – mit mir und mit der Welt – entgegensteht?

Ich bin nicht die erste, und Sie sind nicht die einzigen, die sich wundern. So geht es den meisten. Und immer bleibt ein Rest Empörung: Werden wir hier tatsächlich aufgefordert, als klug zu loben, was betrügerisch ist und bleibt? Aber vor allem moralischen Aufstöhnen gebe ich einen – auch mich überraschenden – Hinweis. Wenn es eine wirklich zutreffende Überschrift für diese Geschichte gäbe, dann hieße sie „Unter Reichen“. „Unter Superreichen“ um genau zu sein. Das ist sehr anders als die Überschriften in unseren Bibelübersetzungen, die von einem Extrem zum andern schwanken, von „Der kluge Verwalter“ hin zu „Der ungerechte Verwalter“ oder umgekehrt. Im reichen Norden der Welt solidarisieren wir uns wohl eher mit dem Großgrundbesitzer. Getäuschte Besitzende demnach. Es ist also noch zu erhellen, wem in dieser Geschichte wir am ehesten verbunden sind und wie wir sie überhaupt verstehen und vielleicht etwas daraus lernen können.

„Unter Reichen“ also: Den Großgrundbesitzer können wir uns ruhig als Großagrariar, als Inhaber eines Agrarkonzerns vorstellen, weit entfernt von seinem Besitz in der Stadt lebend. Zu dessen Verwaltung wurden Sklaven und auch freie Männer als *Oikonomoi*, als Geschäftsführer eingesetzt. Zu ihrer Zuständigkeit gehörte es, Pachtzinsen festzusetzen, Schuldscheine zu verwalten, Rückzahlungen zu notieren. Was in der Geschichte beschrieben wird, gehört also zur Aufgabe eines Verwalters. Eine Sicherung durch „doppelte Buchführung“ gab es in der Antike nicht. Und auch die Schuldner sind mitnichten arme Schlucker, keine armen Leute, die sich z.B. als Tagelöhner verdingen müssen. Die Schuldner sind ähnlich reich wie der Großagrariar. Das zeigt die Menge ihrer Schulden an: hundert Fass Öl entsprechen dem Ertrag von 146 Olivenbäumen. Allein der Erlass von fünfzig Fass Öl beträgt die unglaubliche Summe von 73.000 Denaren, die dem Einkommen von etwa 243 Jahren einer billigen Arbeitskraft entspricht. Gleiches gilt für die Weizenmenge. Und diese Unmengen bezeichnen nicht das Gesamtvermögen,

sondern nur einen Teil der Schulden. Die Schuldner werden durch ihre Schulden also nicht in die Schuldklaverei getrieben, und der Großgrundbesitzer steht nicht vor dem Ruin. Sein Gewinn allerdings, der minimiert sich.

Allein der Verwalter, der Geschäftsführer des Agrarkonzerns, gehört nicht zu den Reichen. Er ist auch nicht der Ärmste, vor allem aber will er nicht arm werden. Verpflichtungen des Arbeitgebers gegenüber dem Arbeitnehmer gab es in der Antike nicht und auch nicht die Möglichkeit, sich rechtlich gegen die Denunziation und den drohenden Rauschmiss zu wehren. Der Verwalter steht also demnächst auf der Straße, konfrontiert mit Tätigkeiten, die ihm nicht liegen, oder gar mit der Aussicht, betteln zu müssen, wofür er sich schämt. Angesichts dieser Situation setzt sich der Verwalter ein Ziel: „dass sie mich in ihre Häuser aufnehmen“, dass ich also ja nicht auf der Straße leben muss. Daraufhin wägt er seine Optionen ab. Er setzt auf das Prinzip der gegenseitigen Verpflichtung, die in diesen Gesellschaften ohne soziale Sicherungssysteme zum Überleben wichtig ist. Durch überzeugend großzügiges, ja verschwenderisches Handeln will er die anderen Grundbesitzer zu entsprechendem Entgegenkommen verpflichten. – Gegenseitige Verpflichtung und Solidarität, das sind auch die Grundbedingungen, von denen die Menschen um Jesus lebten.

Was können wir aus der Geschichte mitnehmen? Ist sie ein Beispiel? Sollen wir uns – angesprochen als „Kinder des Lichts“ – ein Beispiel an dem Verwalter nehmen? Ist sie ein Gleichnis? Und wen sollen wir mit wem vergleichen? Wer sind der Herr und der Verwalter, wer die Schuldner? Sollen wir uns am Handeln des Verwalters orientieren? Also mit Geld wichtige Beziehungen schaffen und Unterstützungsnetze knüpfen? Oder gehen Gott und Geld absolut nicht zusammen? Bemerkenswert ist: All diese Fragen werden in unmittelbarem Anschluss an die Geschichte angesprochen (vv 8b-13). Es gibt also viele verschiedene Blickweisen und Erkenntnisse, die sich aus ihr heraus entwickeln.

Mir sind – natürlich aus dem Hin und Her zwischen dieser Geschichte und dem heutigen Tag – zwei Dinge aufgefallen: Selbst wenn mir der Verwalter ein wenig unheimlich in seinem Kalkulieren bleibt, so ist doch sein elementares Interesse und Ziel, das jede und jeder von uns gerade unter heutigen Bedingungen nachvollziehen kann: Wo wird mein Zuhause sein? Wenn man möchte, dann kann man die „ewigen Hütten“ oder „Zelte“ auch als „Zuhause“ übersetzen. Sie erinnern an das Zelt als Ort Gottes und lassen etwas spüren von der Sehnsucht nach einem sicheren, verlässlichen Ort, an dem man aufgehoben und beheimatet ist.

Ein solches Zuhause, eine solche „Heimat“ – ich nehme noch einmal Fulbert Steffensky auf – „ist der Ort, an dem man etwas über die Toten zu sagen weiß“. Dazu gehört es, über die eigene Herkunft etwas zu wissen – auch wenn darunter schreckliche Dinge sind. Doch der Ort, an dem die Toten Namen haben, gehört zum eigenen Zuhause dazu. Dies ist mir in den letzten Tagen in besonderer Weise bewusst geworden. Kurz vor dem 9. November wurden in Neukölln, wo ich lebe, zahllose „Stolpersteine“ ausgegraben und gestohlen. „Stolpersteine“ sind kleine Betonquader mit Messing-Oberseite. Sie erinnern vor der letzten Wohnadresse an Menschen, die zwischen 1933 und 1945 von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Ihre Namen werden genannt, ihr Schicksal in Erinnerung gerufen. Ich erinnere mich noch gut an die ersten Stolpersteine, die der Künstler Gunter Demnig seit 1992 verlegt: an den großen Widerstand, den mancherorts diese Aktion erregte, nicht zuletzt in den Häusern, vor denen sie verlegt werden sollten. Und auch wenn ein solcher Diebstahl wie jetzt in Neukölln ganz einmalig ist, so ist bemerkenswert, wie überwältigend die Spendenbereitschaft war und ist, gerade aus der Nachbarschaft, aus den Häusern, zu denen die Menschen gehörten. Die Erinnerung an die Opfer gehört für sie, für die Nachfolgenden, zu ihrer Herkunft, zu ihrem Zuhause.

Und der zweite Aspekt aus dieser Geschichte, der mich an einem Tag wie heute tröstet und an meine menschlichen Möglichkeiten erinnert: Wie wäre es, wenn Gott selbst der reiche Mann wäre und Jesus sein Verwalter. Der Christus, der Messias, der Gesandte verschleudert den unermesslichen göttlichen Reichtum. – Das „Verschleudern“ im Text kommt übrigens aus der Landwirtschaft und meint das Ausstreuen der Saat. – Verschwenderisch geht er mit der Barmherzigkeit Gottes um, streut aus, was ihm nicht gehört, an alle – Sünder, Schuldner, verlorene Söhne, verarmte Witwen. Das hilft, mit den eigenen Schwächen umzugehen und zu erkennen, wer ich bin – wer wir sind, was wir waren und was wir sein werden.

Amen.